

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 5 (1915)
Heft: 40

Artikel: Soldatenstuben
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641965>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und ich reiße sie aus, sobald die Blätter dürr geworden — sie nützt niemand mehr etwas. Deine Hilda.

Sie faltete den Brief nicht und begann zu fragen, ob sie ihn überhaupt absenden wolle. Sie blieb vor dem Schreiben sitzen und ihre Gedanken wanderten weit ab in das Land ihrer Kindheit. Die Sonnenstrahlen, die sich drüben auf dem falben Laube einer Esche ausbreiteten, sie waren es, die ihre Sinne gefangen nahmen und entführten. Und sie dachte: es gab einmal ein Glück für mich, das nicht in Frankreich war — in der Schwarzwaldheimat habe ich die dreimal wonnenvolle Kinderzeit verlebt. Nein, es gibt nichts Röstlicheres als jene Zeit, die nichts von großen Leiden wußte, der die Allmacht der Liebe so unbekannt wie die Abgründe des Hasses. — Wie friedlich mußte jetzt ihr Städtchen, das so still und altväterisch, dem Abend entgegenträumen. Auf dem Kirchturm glänzte der vergoldete Lindwurm, der als Windfahne diente. Sie stieg die breite Treppe zum Vorplatz des Friedhofs empor, dort, wo sie so gerne gespielt; eine Steinbank, alt und verwittert, stand unter der mächtigen Linde. Man sah von dort über das ganze Städtchen und die Mauertürme hinweg, auf die der Vater so stolz war und von denen er so viele süßschaurige Geschichten zu erzählen wußte, denn das Städtchen hatte seine ruhmreiche Geschichte. Sie hüpfte mit dem Kesele Wenzel durch die Klostersgasse zum Schneider Kornmann, von dem alle behaupteten, daß er der beste Mensch sei, denn er hatte viele Leute vom Ertrinken gerettet, da er ein großartiger Schwimmer gewesen. Den Schneider Kornmann hatte sie nicht vergessen und sie wußte warum, der

konnte nämlich französisch, war in der großen Welt herumgeritten und wußte zu fabulieren wie kein anderer. Er lebte ganz allein und war doch nicht einsam, denn alle Kinder waren bei ihm zu Hause, für die er in seiner Kommode immer gedörrte Zwetschgen, Zuckerkandeln oder Schokolade hatte. Und richtig, er besaß eine Musikdose, die sein Stolz war. Diese hatte er von der Wanderschaft mitgebracht, sie war das Geschenk eines Genfers, dem er das Leben gerettet. Was wußte er von dieser herrlichen Stadt Genf nicht alles zu erzählen, die an einem See liege, der fast so groß sei wie das schwäbische Meer oder vielleicht noch größer. Und in diesem See habe er geschwommen und drei Personen aus den Fluten gerettet. Der eine von denen gab ihm die Musikdose, der zweite eine silberne Uhr und der dritte versprach ihm seine Schwester zur Frau, aber das Mädchen konnte er nicht bekommen. Wohl aus Gram darüber hatte der gute Kornmann Genf verlassen und kehrte in die Heimat zurück, wo er das alte Haus der Mutter erbt. Aber er behauptete immer: in keiner Stadt der Welt sei es schöner zu leben als in Genf, selbst in Paris nicht. Aber in die Heimat war er doch zurückgekehrt. Schneider Kornmann hatte auf der Rückreise auch die zerstossene und verwüstete Stadt Straßburg gesehen. Das kam ihr in den Sinn. Die Badener hatten die Stadt belagert — wenn nun die Franzosen auch ihr Städtchen zusammenschießen werden? Wenn, wenn — — — Aber sie durfte an nichts mehr denken und eben wollte sie den Brief zerreißen, als jemand ins Zimmer trat, und als sie sich umdrehte, stand Colette vor ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Soldatenstuben.

Als der 3. August des vergangenen Jahres die Männer zu den Waffen und unter die Fahnen rief, sagten sie beim Abschied zu ihren Weibern: Am Grenzstein unseres Landes wollen wir stehen und schauen, daß es keinem Fremden einfällt den Fuß auf unsern Boden zu setzen und das Brennen und Töten in unsere Hütten zu tragen. Jetzt schaut ihr derweilen daheim zum Rechten, daß wir in kein verlottertes Heimet treten, wenn wir es wiedersehen sollten. Und das Frauenvolk daheim auf dem Lande preßte die Lippen aufeinander, schob die Ärmel noch weiter zurück und griff zu, daß es eine Art hatte; willig verwerfte es zu seiner Last noch des Mannes Arbeit. Diese Tat in ernsten Tagen wird ihm die Geschichte nicht vergessen.

Auch die Städterinnen ergriff die große Gemeinsamkeit: die Liebe zur Heimat und zu ihrem Volke. Dabei wuchs viel edle Gesinnung und guter Wille empor, der im Helfenwollen strahlende Blüten trug. Tausende warfen die besseren alltäglichen Gewohnheiten, das oberflächliche Lebensgenießen hinter sich, suchten die Armen auf und halfen hier und dort um die Ecke, wenn Not und Elend einkehren wollten. Andere dachten weiter: an die, die die Grenzen schützten, die dafür sorgten, daß man zu Hause ohne Bangen leben durfte. Sie strickten ihnen Strümpfe und warme Socken, wuschen und flikten ihnen die Wäsche. Und im Suchen nach immer neuen Frauenaufgaben entdeckte die schweizerische Schriftstellerin Elise Spiller in Kilchberg das Ersetzen der mangelnden Häuslichkeit an den

Grenzen. Sie gründete mit Gleichgesinnten die Soldatenstuben, von denen hier die Rede sein soll. Dabei können wir hören, was die Mutter des Gedankens selber über ihr großes Kind zu berichten weiß:

„Als im November letzten Jahres einige Damen des Verbandes Soldatenwohl damit begannen, im Jura für die Truppen Soldatenstuben einzurichten, da hat keine von



Soldatenstube Nr. 54 im Cessin.

uns zu hoffen gewagt, daß so bald weit über hundert Räume diesem Zwecke dienstbar gemacht werden könnten und daß stets über neunzig Stuben im Betriebe seien. In den Anfangstagen der Organisation hat es viel Begeisterung und Energie gebraucht, um angesichts der mannigfachen Schwierigkeiten den Mut nicht zu verlieren. Wir alle sahen die Notwendigkeit, daß für die Soldaten in den kalten Wintermonaten etwas getan werden müsse, aber der Plan schien anfänglich beinahe unausführbar. Jedes freie Plätzchen war für militärische Zwecke besetzt, die Offiziere waren vom Dienst so stark in Anspruch genommen, daß sie oft kaum Zeit fanden, unserem Anliegen Gehör zu schenken. Wenn sie dann aber sahen, daß sie eigentlich gar nicht so viel damit zu tun hatten, daß sie uns nur Mannschaften zur Verfügung stellen mußten, dann wurden sie schnell entgegenkommend. In unglaublich kurzer Zeit wurden schmutzige, unwirtliche Räume in heimelige Soldatenstuben umgewandelt.

Es ist natürlich zu sagen, daß wir vom Armeestab und von den Divisionskommandanten von Anfang an sehr viel Entgegenkommen und Hilfe erhielten; diese Herren haben uns manchen Weg geebnet und manche Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt. Wir haben allerdings lernen müssen, mit den primitivsten Mitteln auszukommen. Unsere Mittel waren anfänglich so knapp, daß wir in den ersten vier Wochen mit Schulden wirtschafteten. Aber mit einem glücklichen Idealismus hofften wir auf die so notwendigen Mittel und wirklich, unser Glaube wurde nicht zuschanden. Die innert drei Wochen eingerichteten dreißig Soldatenstuben erbrachten rasch den Beweis, daß wir die Sache praktisch angefaßt hatten und daß das Werk lebensfähig war. In vielen Ortschaften waren es wirklich die einzigen heimeligen Räumlichkeiten. Wir statteten die Soldatenstuben mit Büchern, Tageszeitungen, Zeitschriften, Spielen und Schreibmaterial aus. Seit April werden nun sämtliche Soldatenstuben mit Büchereien der Schweizerischen Soldatenbibliothek, die unter der Leitung von Herrn Hauptmann Wirz steht, ausgerüstet. Schöne Bilder, von Ge-



Soldatenstube Nr. 103. Eine Fremden-Confiserie.

schäften, Privaten und Verkehrsanstalten gestiftet, schmücken die Wände.

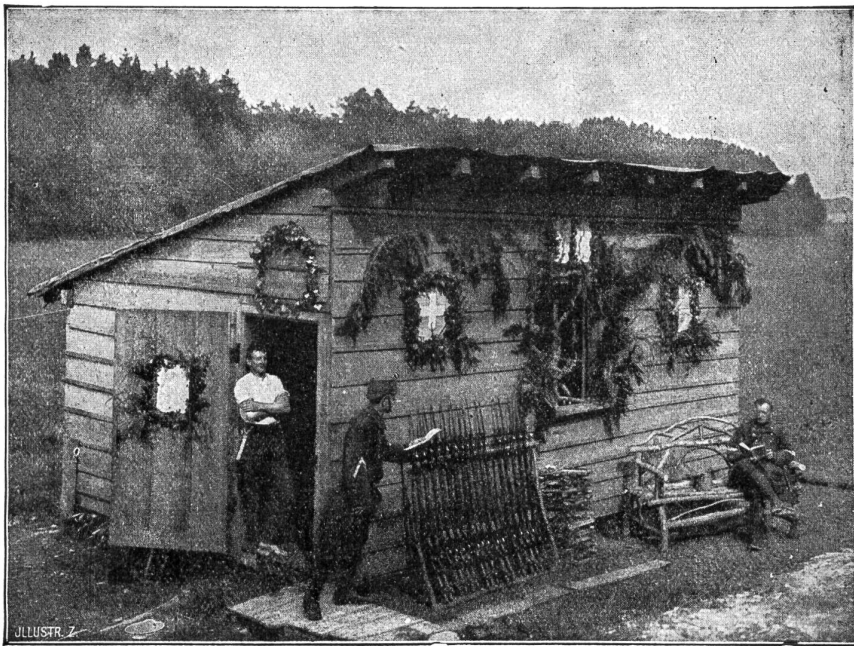
Die Preise wurden niedrigst angesetzt: Tee mit Zucker 5 Cts., Kaffee, Milch 10 Cts., Schokolade 15 Cts. per Viertelliter. Wir brauchen gewaltige Mengen von Süßigkeiten und besonders bei den Bernern Röstli. Daneben wird auch Sirup, Mineralwasser und alkoholfreier Most geführt.

Aus den „Schöpfungsgeschichten“ unserer Lokale greife ich eine heraus. Dreimal hatten wir im Verlauf von Wochen beim Kommando angesetzt, waren aber immer wieder abgewimmelt worden. Schließlich gingen wir zu zweit zum Angriff über. Höflich empfing uns der Regimentskommandeur. „Gewiß helfe ich Ihnen, wenn Sie ein Lokal finden.“ Ein leises Lächeln stahl sich um seine Mundwinkel, „wir würden doch nichts für unsere Zwecke in dem kleinen Dorfe aufreiben können“. Wir lernten das Dörflein von oben bis unten kennen, fast kein Haus wurde von unserem Besuch verschont. Wir mußten etwas finden! Da entdeckten wir einen Holzschopf mit dicken, schwarzen Mauern, gefüllt mit Gerümpel und Holz. Sehr mißtrauisch betrachtete ein Hahn unser Eindringen. Er fürchtete für seinen Stall. Der uns begleitende Offizier schüttelte zweifelnd sein Haupt, als wir ihm strahlend erklärten, das gebe eine wundervolle Soldatenstube. Wir erbaten Mannschaften zum Säubern des Raumes; Anschläger, Schreiner, Elektriker und Installateure mußten antreten. Oberstleutnant und Major sahen unserem Beginnen sehr skeptisch zu; wir mußten uns feierlichst verpflichten, für die Materialkosten aufzukommen, die sehr beträchtlich waren. Wir haben das ja meistens tun müssen, daher auch unsere großen Ausgaben für Installationen. Die Soldatenstube in dem einsamen Bergdorf ist reizend geworden, der Herr Oberstleutnant versichert es jedermann und empfiehlt unsern „feinen Kaffee“ aufs wärmste. Sogar der Herr General hat diese Soldatenstube der Ehre eines Besuches gewürdigt.



Soldatenstube in Bonfol. (Abends 8 Uhr.)

Die Zahlen beweisen, wie stark die Soldatenstuben besucht werden, dabei ist zu beachten, daß wohl 50 Prozent aller



Schweizerische Grenzwachthütte.

Besucher nur eine Tasse Tee zu 5 Cts. oder gar nichts trinken. Im August haben wir an Tageseinnahmen total 94,000 Fr.

eingewonnen, was einem Besuch von zirka 300,000 Gästen gleichkommt. Seit 22. November, dem Tage der Eröffnung der ersten Stube, verzeichnen wir 425,000 Fr. an Einnahmen in den Stuben, ohne Gaben. Das bedeutet eine Besucherzahl von $1\frac{1}{2}$ Millionen Gästen. Leider schließt jeder Monat mit Defizit ab, was natürlich im Hinblick auf Löhne, Zinsen, Inventur- und Installationskosten auch gar nicht anders zu erwarten ist. Die Kommandanten betonen es uns immer wieder, wie notwendig diese Einrichtungen sind und wie stark sie gerade von den guten Elementen der Truppe benützt werden. Das erzählen uns auch immer die Vorsteherinnen der Soldatenstuben, wieviel Freude und Dank sie haben und wie froh und glücklich die Arbeit für die Soldaten sie macht. Tatsächlich ist das Verhalten der Mannschaften in unsern Stuben so korrekt, daß wir fast niemals irgendwelche Reklamationen deswegen anbringen müssen.

Man muß sie selber sehen, die dicht gefüllten Räume, in denen der Tabakrauch qualmt, daß man kaum durchsieht; wo die Soldaten lesen, spielen und plaudern, um zu verstehen, wie befriedigend das Werk ist, für alle, die darin stehen."

„Soldatenmuetterli“.

„Soldatenmuetterli“ werden von unsern Wehrmännern die Leiterinnen alkoholfreier Soldatenstuben genannt, wie sie bei uns auf weibliche Anregung hin, mit Unterstützung der Militärbehörden, durch einen gemeinnützigen Verband Soldatenwohl überall dort gegründet worden sind, wo sonst (besonders in unwirtlichen Berggegenden) unsere Grenzwehr nach des Tages Mühe nirgends einen wohnlichen Winkel hätte finden können. Nun bietet die Soldatenstube Unterkunft, Gesellschaft, eine Zeitung, ein Buch, ein Spiel, auch demjenigen, der sich nicht einmal die paar Rappen für ihre wohlbereiteten warmen Getränke (im Sommer werden es unvergorene Fruchtsäfte und verschiedene kalte Milchgerichte sein) leisten kann — soll ja doch kein Geschäft gemacht werden; man ist zufrieden, wenn die Stuben sich selber erhalten. Vieles wird von diesen Leiterinnen verlangt, tüchtigen Frauen und Mädchen aus dem Mittelstand, meist durch Dienst in alkoholfreien Wirtschaften, in guten Gasthöfen, in Haushaltungsschulen, in eigener oder fremder Familie geübt. Als Muetterli hat sie nicht nur die Getränke zu bereiten und der kleinen Wirtschaft vorzustehen. Sie muß auch ein teilnehmendes Wort, einen guten Rat spenden können, daneben etwa eine Tasse Kräutertee für irgendein Uebel, eine Ofenede für nasses, eine hilfreiche Nadel für zerrissenes Gewand. Dem Städter ist eine Schokolade, dem Bauernsohn seine „Kartoffelrösti“ bereitzuhalten, wozu dieser freilich die Kartoffeln gerne selber schält, wenn's nicht anders sein kann.

Mithelfen bedeutet überhaupt angenehme Abwechslung für den Soldaten, wie sich schon beim Einrichten der Lokale zeigte, die mit seiner Hilfe aus oft elenden Scheunen hergerichtet werden

mußten, nun aber mit Böden, Licht und Herd, ja sogar mit hängendem Grün und Bilderschmuck ein ganz trauliches Ansehen gewonnen haben. Und dann gilt's, die Stube ebenso sauber zu erhalten. Sauber in mehr als einer Beziehung. „Versteht die wohl auch Spässe?“ fragte zuerst zweifelnd der eine oder andere, auf die Leiterin deutend, die sich keineswegs immer durch Runzeln und graue Haare von vornherein als Muetterli ausweist. „Freilich!“ lacht dieses freundlich, „aber nur die guten Spässe versteh ich.“ So blieb es denn bei den guten. — „Sie ersparen uns Disziplinarfälle, diese Stuben, mehr vielleicht als man so denkt,“ sagte mir ein Oberst, der es nicht verschmähte, auch einmal am sauberen Brettertisch Kaffee und Apfel-



Beim Verschönerungskünstler.
(Photographie J. Weber-Suter, Brauenfeld.)